

SPIEGELBLATT

Nr. 4

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

→ Der Uebergang. ←

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)
Die Mayerschen Mädchen aber waren schon in den Jahren, da sich bestimmte Verdienste melden; da nach den Schnurrpfeifereien und den Kostbarkeiten des Lebens das Begehr zu rufen begann, und waren ohne jede Aussicht, daran einen gewissenden Anteil zu gewinnen.

Denn sie wussten wohl: es stand mit den Vermögensverhältnissen bei ihnen im Hause schlecht und wurde mit jedem Jahre schlimmer.

Dass die Mutter nicht mehr so recht mit konnte, sahen sie selber, den Vater hörten sie lamentieren, er könne nicht mehr so arbeiten wie vor dem.

Da war die Kathi. Bei der hatte man doch etwas versucht, wenn es gleich zu keinem Ergebnis führte. Bei der Nossi und gar bei der Limerl,

die wohl wusste, sie könne etwas durchsehen, wenn es sie nur frene, und man biete ihr Gelegenheit dazu, ließ man schon alles gehen, wie es möchte. Aber dies schien ihnen nachgerade dezeichnend für alles, das bei ihnen unternommen ward: ewige Anläufe, ohne daß es jemals zum Sprunge kam.

Mit dem Adam war doch auch mancherlei probiert worden. Der hatte halt nie und nirgends

gut getan. Erst in der Realschule — was war das für ein Kreuz und bei jedem Semester für ein Spektakel gewesen! Froh waren sie sämtlich, als es damit sein Bewenden hatte. Und in der Handelschule warf man ihn hinaus, und in keiner Lehre

Urahne im vollen Staate zu ihrer Fahrt nach St. Stephan rüstete, zeigte ihnen den ganzen Glanz des Hauses, dem sie entsprossen waren und daran ihnen immer ein Anteil gegönnt sein sollte.

Denn sie wünschten weiterhin: der Vater und

die alte Frau standen so schlecht, daß keine Aussöhnung mehr denkbar war. Und diese Feindseligkeiten hatten sündbar genug begonnen.

Erst hatte Franz Mayer es versucht, die Großmutter für seine Geschäfte zu gewinnen. Sie hörte ihn und seine erstaunenden Rechnungen des sichersten Augens, der ihr erwachsen müsse, mit einer läblichen Gelassenheit und sehr befalligem Kopfnicken an. Alsdann: ja, das sei ganz schön — für junge. Sie sei eine alte Frau und habe keinen Ansatz, sich in Spekula-



Verirrt. Nach dem Gemälde von J. Tirén.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Konnte man mit ihm bestehen, der nicht einmal vor den übelsten Streichen zurückzuckte, wenn er loskommen wollte. Er aber durste tun und treiben, was er möchte. Nach einem Lärm und etlichen Drohungen würde ihm alles verziehen. Ja — warum denn nur? So fühlten sich die beiden jüngeren unablässig zurückgesetzt und wie Stiefkinder.

Jener Tag der Firmwoche, an dem sich die

Sicherheit einzulassen. Sie habe ihr Sicher, daß ihr genüge. Später einmal, das einzige Mal in ihrem langen Leben, war sie schwer erkrankt. Und hernach, da sie in der Genesung war, da redete ihr der Vater nach Kräften zu, sie möchte doch herunter, in seine Familie ziehen.

Sie möchte nicht. Sie fühlte sich da heroben ganz wohl. Sie wohne hoch? Das sei sie nun

ermal gewohnt und da überlege sich mancher den Weg zu ihr hinauf. Die Kinder seien ihr noch zu klein und sie vertrige in ihren Jahren keinen Raum mehr. Unsonst wurde beteuert, man werde sie auf Händen tragen. Sie sei kein Wickelkind und das für wohl schon zu gewichtig. Man werde sie aufs beste hegen und jedem ihrer Wünsche willfahren. Sie sei noch rüstig genug, um keiner Pflege zu bedürfen.

Immer wieder und mit einer Zöbigkeit, die sonst gar nicht in seinem Wesen lag, war Franz Mayer auf die Sache zurückgekommen. Immer schroffer, je mehr die Großmutter die leichten Grilinde seines Anbringens zu erkennen glaubte, wurde ihre Ablesung. Erst hieß es, sie sei ihre eigene Wirthschaft zu sehr gewöhnt, als daß sie sich noch in eine fremde finden könne. Man werde sich durchaus ihren Wünschen gemäß einrichten. Ja — das passe ihr nicht. Sie sei nicht gelaunt, jemandem Angelegenheiten zu machen. Er stand noch immer nicht ab, und da fuhr sie heraus: sie lasse sich nicht als Mücke in seinen Stall führen, wenn er es durchaus wissen wolle. Das habe sie doch nicht nötig.

Er sah sich durchschaut, und fraß nachhaltig an ihm.

Und dennoch war sein Gedanke so sehr verblüffend gewesen. Denn wozu brauchte die einsichtige Person die große Wohnung, die man so schön vermieten könnte, wo doch jeder froh mar, wenn er sie zu dem billigen Blus bekam, zu dem sie im Stenerbogen angegeben war? Warum hauste sie unter kostbarem Möbelstiel — denken S' Ihnen, ein Fischerl ist da, ganz von Ebenholz mit Gold und Perlmutt — wenn ihr eigen Gebüsst sich mit so Geraffelwerk behelfen müsste?

Man hätte sich so schön aufhelfen können. Das wäre doch wie der Haupttreffer gewesen, auf den der Wiener so gern seine Hoffnung setzt. „Halt nur, daß alte Lent' so viel starkopfert sein und niemals kein Einsehen haben.“

Jedes Jahr, das sie seither noch verbracht, galt ihm als unrecht, ja als eine direkte, an ihm verbrochene Boshaftigkeit. Und es wurde bei ihm ein unverblümlicher Lehrsat: ihnen könnte es sämtlich nicht besser gehen, so lange das Weib dort oben herumwirtschaftete. Man ging doch zu Grunde an den Leistungen, die man ihr darbringen müsste. Eigentlich hatte der Großvater die Seinigen alle bis ins letzte Glied ersterbt, um dieser einen Person willen, die dem bejahrten Witwer in die Augen gestochen, die nichts gehabt oder in die Ehe mitgebracht, aber schon gar nichts als ihre Schönheit und Scheinheiligkeit, die sich nun dafür benahm, als sei sie mindestens eine geborene Fürstin, die gar keinen Verstand hatte, wie schlecht und wie schwer die Zeiten für einen bedrängten Familienvater sich anfühlen, und die so zäh und so eigenartig sei, daß man sie wohl einmal „mit dem Hackel wird verschlagen müssen.“ Schaden sei mir sie nicht; gewiß kein Schaden; und anders loszuküren wäre sie schon gar nicht.

Was für Summen die nur verschlungen hatte in ihrem unmütigen Leben! Denn sie hatte kein Kind gehabt und nur, weil sie sich davor fürchtete, nicht augenblicklich, kaum, daß sie den Alten unter die Erde gebracht, sich einen Jungen, Feschen wieder genommen. Die mußte man nur kennen!

Das Ungehörliche, mit Zins zu Zins, schwollen diese Beträgen, wenn Herr Franz Mayer von ihnen redete. Er berührte sich an ihnen, und man begriff, wohin das Gesamtvermögen der Familie geraten sein sollte. Ueberhaupt machte der Mann niemals einen so phantastischen Eindruck, als wenn er real bleiben und mit Ziffern beweisen wollte.

Das kam dann nicht anders herans, als sei alles Unheil, das über sein Geschlecht hereingebrochen war, ihr Werk. Ein böser Dämon, ein Moloch, der beispiellose Opfer forderte und gelassen zufah, wie alles um ihn sich an ihnen verblutete, saß oben im Hause. Sie nutzte Geld haben, die Alte. Viel Geld. Es war unmöglich, daß sie aufbrauchte, was alles ihr der Großvater in seiner wahnwitzigen Verblendung zugeschrieben hatte. Denn sie lebte im Grunde

sehr beschissen. Niemals ging sie aufs Land, und gegeben, wenn sie nicht „ihre Brüste risk“, hatte sie doch noch keiner schreienden Staz etwas. Was würde einmal damit? Ihnen sollte, sie hatte es ehrlich erklärt, kein Kreuzer zufallen. Eher möcht' sie's doch verbrennen oder ins Bürgerhospital stifteten.

Sprach er so, schwelgend und sich ersättigend an seinem Haß, dann kam in die Augen des Adam ein rötliches Licht, und sie unterließen blutig. Frau Kathi Mayer horchte eine Weile achtslos und verlossen, wie man eine leidige, oft vernommene zweck- und sinlose Litanei anhört, schnippte alles mit einem entschiedenen Ruck von ihren Achseln, und nur wenn ihr der Nachweis, Eva Mayer allein habe jegliches verschuldet, gar zu albern wurde, so warf sie ein kurzes spizes Wort dazwischen: „Ööß stimmt net ganz,“ oder: „Da wird sich noch wer bei der Nase fassen dürfen.“ Die Kathi aber saß in ihren Gedanken da, die stets wo anders, ganz wo anders waren . . . Ihr glitt's ab . . .

Die beiden Töchter aber lauschten mit eigenen Gefühlen.

Denn eigentlich fühlten sie sich zur Urzue mächtig hingezogen. Etwaß Adliges war an ihr und ihrer so streng geschlossenen Existenz, in der eigentlich niemand mehr Raum hatte. Sie ahnten daß wohl, ohne sich Nechenschaft davon geben zu können. Alles an ihr, selbst ihre unverblümliche Lebenskraft, selbst die Art, wie sie in ihrer völligen Vereinsamung lebte, flösste ihnen eine dunkle, doch mächtige Bewunderung ein.

Eimai wurde das bei der Linnerl so stark, daß sie bei einer zufälligen Begegnung nach der Schule nicht anders konnte. Sie blickte sich und klatschte die Hand der Greiflu recht heftig und ehrfürchtig.

Sie wußte wohl, daß sie Gefahr einer harten Strafe dabei lief. Denn der Adam, der ja so nichts zu tun hatte, dessen Augen waren natürlich überall, wo man sie nicht wünschte. Und es machte ihm tausend Spaß, anzuzeigen und so das Gewitter, das immer und mit allem Zug über seinem dicken Kopf schwante, auf die anderen abzulenken. Nur die Kathi verzweifelte er nie, so oft er sich mit ihr häkelte. Man wußte nicht: hatte er sie gern oder fürchtete er sich vielleicht gar vor ihr.

Die alte Frau blieb stehen. Und die Linnerl fühlte, wie zwei harte Augen auf ihr ruhten, und wäre am liebsten in den Erdboden versunken, und ihr Herzchen klopfte mächtig, und sie schämte sich so sehr. Eine alte, welche Hand griff ihr unters Kinn und hob ihr das errötende, gutmütige Gesichtchen; ein prüfender Blick, der langsam milder wurde, tauchte ihr in die sanften, braunen Augen, die sich jährlings zu füllen begannen, und eine sonderbar tiefe Stimme sprach: „Bist ein braves Mädel. Weißt, was sich gehört.“

Die kleine stammelte etwas.

„Verst' D' auch brav in der Schule?“

Die Linnerl nickte eifrig und öffnete ihren Katechismus, der ganz voll hinter Heiligenbildchen war. „Vom Herrn Katecheten,“ hauchte sie, „weil ich die Bravste bin in der Religion in meiner Klasse . . .“

„Dürfst Di net vor mir fürchten. Ich tu keinem ult. Dürfst au mal zu mir kommen.“

„Ich möcht's so viel gern. Aber ich darf net. Sie erlauben mir's net, und allantran' ich nich net. Der Adam . . .“ stotterte sie.

„Der gehört am Galgen,“ entschied sie hart. „Aber kumm' mir einmal.“

„Dürf die Rossi a?“

„Wenn sie so is wie Du, darf sie a.“

„Oh, sie is viel braver als ich,“ beteuerte die Linnerl. „So viel fleißig! Und hübscher is sie. Freilich — die hübscheste is die Kathi“ — sie wurde ganz eifrig.

„Das is sie schon. Aber zu mir kommen muß sie net. Behütt' Di Gott, Linnerl!“

Und aufrecht stieg sie die vielen Stufen zu ihrer Wohnung empor, und die Linnerl, ein stolzes Geheimnis im kleinen Herzen, sah ihr schüchtern nach.

Ja — das war was anderes, was nobleres!

Da ruhte alles in sich und war veräusert. Ihnen aber — oh, sie war klug genug und merkte alles. Da war eine beständige Beschwörung ein ewiger Fluss zu schlauen und unerfreuliche Dingen, ein rastloser Uebergang.

In ihrem Zimmer aber ruhte sich indessen Eva Mayer. Sie kannte die Gefühle sehr genau mit denen man da unten ihrer gedachte. Denn oft sie sich's verbetten hatte, man trug ihr dennoch zu, was über sie gefährdet warb, leben Trotz jedes Wort eines unbekannten Großes, das Eva Mayer auf der Kniepe oder im Kaffee gegen ansprach. „Ein dummer Hund ist er,“ dachte bei sich. „Ins Kriminal kommt' ich ihn bringen wenn's mir passt. Über ich fürcht' mich net vor ihm. Ich net. Und ich stirb net. Just net!“

Und sie trat aus Fenster und warf einen Blick in den Hof. Dort stand immer noch die Linnerl und blickte ganz verlangend, wie verzaubert, empor. Und sie dachte ihrer Urenkelstuder und ihres wahnsinnischen Schicksals, mit dem sie nun durchaus nichts zu tun haben wollte. Und dennoch bewegte es sie, und sie sah gar nicht so stramm und hart aus, wie sie sich sonst gehabte. „Was sich der liebe Gott nur denkt,“ flüsterte sie, „wenn er folgt Leut' Studer gibt. Ööß sollt' net sein dürfen — ewig net. Is schad' um drei zwia Männerl — ewig schad',“ und ihre Lippen bewegten sich in den raschenden Bewegung des hohen Greisenalters, und ihr Kopf schwang unablässig hin und her. „Wenn man da was tun könnte, ohne daß man sich alle auf den Hals zieigt? Die läbigen aber — Vaude mit Bagage!“ Sie strich sich mit einem noch heftigeren Ruck als sonst von ihrem Kleide und schellte mit einer sehr entschiedenen Bewegung der unruhen Wangen die sie bei sich hatte: „Wo bleibt mein Mittagmahl? Essen möcht' i. — Sö sein's net wert . . . Was sie nicht wert seien oder wen sie meine, behielt sie aber bei sich.

6.

Bevor Frau Kathi Mayer stumpf geworden war, hatte es ganz besonders um zwei Dinge zwickt: um die Kunst und um ihrem Mann Hader gesetzt: um die Kunst und um die Erziehung der Kinder.

Was die Mädchent anging, so lehnte er vor den ersten Kindesbeinen an jeden Anteil ab. Die unterstanden überall und immer der Mutter. Er spielte nur mit ihnen und verhätschelte sie, die ihm die bestgeratenen Geschöpfchen von der Welt waren und er bewunderte sie und jeden ihrer Kleize in der Kinder Gegenwart in einer Weise, die der Mutter oftmais die Schamröte ins Gesicht trieb.

Sie hatte ja so nichts gelernt. Aber Achtung vor den Eltern war denn doch bei ihr zu Hause gewesen, und sie schien ihr unentbehrlich. Unmittelbar nach einer sehr glücklichen und gebannten Jugend — sie stand in ihrer Erinnerung wie ein beglänzter Sonntag — hatte sie sich verliebt und geheiratet. Dann waren die Kinder gekommen, so rasch und zahlreich, daß sie eigentlich immer erst im Wochenbett zu einiger Ruhe und Bestimmung gelangt war. Und in ihre Schwäche hinein und bald hatte sie sich zu müssen, der Boden unter ihr sei unsicher und sie durfte sich durchaus nicht auf ihren Mann, nun auf sich und ihre eigenen Beine durfte sie sich verlassen . . .

Sie ging's ganz tüchtig an. Und hätte sie an ihm nur einzigen Beistand gehabt, sie wären vorwärts gekommen; denn sie hatte Weltverstand und den Willen fürs Mütliche, und ihr war die Arbeit ein wirkliches Bedürfnis. Sich abäschern, abmüden bis zum Umsturz, das war das richtige für sie und ihresgleichen. Denn hernach konnte man darüber nicht denken, wie es besser hätte sein sollen. Denn sie sah sie klar, wie grundfalsch die Erziehungsmaßregeln ihres Mannes seien. Das war ein sehr bequemes Fatalismus, im wesentlichen auf einen Satz gebaut dessen Unrichtigkeit sie doch alle Tage vor Augen hatte, daß eine besondere, gültige Vorbehaltung altzeit über dem Wiener wache — „er geht net unter“.

Über den Unken hatte sie rasch jeden Einfluss verloren. Der Vater aber unterstützte ihn offenkundig in jeder Auflehnung gegen ihr Ansehen, selbs-

wenn sie vor den anderen Kindern geschah. Das sollte ein Mann werden! Den ließ er sich nun einmal nicht verweibern.

Es gab bei diesem selnem Sprößling nichts, das Herr Franz Mayer nicht gebilligt oder wosfür er aus seinem unerschöpflichen Schatz von Sprüchenweisheit nicht mindestens eine Entschuldigung vorgelangt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Stammbücher.

Von Friedrich Müller.

(Fortsetzung.)

Das Stammbuch wurde in festem, meist Leder-, frischer auch Bergament-Einband angelegt; so blieb es in einer Hand und musste unmittelbar persönlich überreicht werden, da sich wohl selten jemand zu einer Versendung des Ganzen entschloß. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts tauchten Päckchen von losen (wohl meist doppelten) Blättern auf, in einer Mappe lagernd und mit ihr etwa noch in ein Tütteral gesteckt. Die Vorteile und Nachteile dieser Weise gegenüber der früheren liegen auf der Hand. Entscheidend war wohl die Möglichkeit, das einzelne Blatt zu versenden und von einem fernen Freunde mit seiner Einzeichnung zurück zu bekommen. Und die Ursache dieser Wandlung? Der Verfasser möchte sie in der damaligen rechtlichen und tatsächlichen Einschränkung der Freizügigkeit sehen. Der neuzeitliche Staat führte immer mehr vom mittelalterlichen Weltverkehr oder wenigstens Reichsverkehr ab und dem Territorialwesen entgegen, so lange noch nicht die Macht der modernen Entwicklung dieses zu überwinden begann. Namentlich die Universitäten, einst wirkliche Weltstätten, wurden mehr und mehr Landeschulen, und die Landeskinder, zumal in Preußen, am Hinanziehen verhindert. So hatte der Student weniger zu wandern und hatte auch weniger Anlaß, ein Stammbuch zu führen, am wenigsten in der Form eines Wanderbuches; ein Stammbuch so zu sagen, daß er von seiner Landesuniversität aus mit Benutzung der Post füllen konnte, wurde für ihn zweckmäßiger.

Nun der Inhalt der Stammbücher! Vorerst die Sprache. Die lateinische blieb bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts herrschend; dann schneidete die bis dahin zurückgedrängte deutsche Sprache ganz rasch empor, ersichtlich unter dem Einfluß der neuen Literaturklasse, und blieb nun behauptet allein herrschend. Daneben gab es im 16. Jahrhundert nicht wenig griechisches, auch hebräisches. Sodann kam im 17. Jahrhundert die große Sprachmengerei: neben den schon genannten Sprachen schrieb man französisch, italienisch, spanisch, niederländisch, englisch oft auf einem Blatte ganz hinten durcheinander. Von Mischi sprachen kommt die makkaronische d. h. lateinisch-deutsche vor. — Manchmal finden sich musikalische Eintragungen, vorwiegend heiterer Art, jedoch anscheinend sehr selten eigentliche Musiker-Stammbücher. Die bei den romantischen und späteren Komponisten häufigen „Albumblätter“ u. dergl. sind teils lediglich Stücke wie andere, mehr nur aufs Geratewohl so betitelt, teils allerdings wirkliche Stammwidmungen; in diesem Fall scheinen sie meist ebenso wie sonstige Kompositionen auf lose Blätter, nicht in Sammelbücher geschrieben zu sein. Die reiche Musiksammlung der großen Berliner Bibliothek besitzt anscheinend kein eigentliches Musik-Stammbuch.

Die literarische Einzeichnung selber steht, wie schon angedeutet, zu allermeist unter dem Banne der Gewohnheit und individuellen Geistesarmut. Hätten die Einzeichner sich vorgehalten, welchen Eindruck wir jetzt beim Durchblättern ihrer Zeilen bekommen, sie würden sich doch etwas mehr angestrengt haben. Immer und immer wieder diese alten Gemeinplätze vom kurzen Leben, von „Trau, schau, wen“, von dem Werte der Tugend und der Freundschaft, und was es nur alles an Moralizierei, Frömmigkeit, Zitate u. dgl. gibt. Je nach der Sprache herrschen die Lieblingsantoren vor, von der Bibel durch die Antike und Renaissance hindurch bis zum

angenehmen Modebichter. Abgesehen nun aber von den darin liegenden Beiträgen zur Erkenntnis des Zeitgeistes ergibt auch der verbleibende geringe Prozentsatz der Originallitäten eine ganz hilfsche Summe von Beachtenswertem. Namentlich werden landläufige Sprüche und Dichterzitate individuell variiert. Oder es bricht sich ein sozusagen erlösender Einfall Bahn wie der aus Jena vom Jahr 1742:

„Es ist alles ettel, auch daß man in die Stammbücher schreibt.“

Dann kommen Polemiken u. dergl., insofern einem ersten Einzeichner ein zweiter widerspricht, ein dritter etwa wieder zustimmt, u. dgl. m. Selten aber ein wortliches Denkmal individueller Größe, oder auch einer besonderen Beziehung zum Stammbucheligen (abgesehen von Erinnerungen an gemeinsame Abenteuer u. dgl.), und auch äußerst selten Charakteristiken der damaligen Kulturlage, die uns doch so willkommen sein würden. Die größten Männer sind auch nicht immer hier die größten, obschon Männer wie Metastrophon, Lessing u. a. manches Gediegene gestammmbucht haben. Man kann sich denken, wie sehr die berühmten Personen überlaufen würden und nun in der Not zu einem der nächstbesten Lebens- oder Todesprüche griffen. Namentlich gilt dies von Universitätsprofessoren. In der Zeit, da diese ihren Studenten persönlich und pädagogisch viel näher standen, als dies heute der Fall ist, gehörte die Einzeichnung des Professors zum Hauptinhalt des Stammbuches. Da wurde nun freilich nicht viel Individualität entfaltet. Selbst spezielle Wünsche über Lehramethoden und Studierweisen kommen nicht eben häufig vor; es herrscht der überlieferete Weisheitsgeschag, mit einer ausgesprochen ernsten, besonders den Tod und ein wahres Leben ob. dergl. betreffenden (also „eschatologischen“) Sprüchen, ist grettem Gegensatz zu der Lebensheiterkeit der Jungen. Nun ist es interessant, zu sehen, wie im späteren Verlauf des 18. Jahrhunderts die Professoren immer weniger in den Studentenbüchern vorkommen, bis diese endlich ganz auf sich selber gestellt sind. — Schließlich ist auch zu unterscheiden zwischen Jugendbüchern und Lebensbüchern, wie wir sie nennen möchten: jene nur bis zum Ende der Wanderzeit oder der Zeit sonstiger Vorbereitung aufs reife Leben in Gebrauch, diese auch darüber hinaus verwendet. In der Hauptfache herrschen jene vor; diese hingegen scheinen sich am ehesten bei hochgestellten oder sonst an Beziehungen reichen Personen, also bei Fürsten, berühmten Gelehrten usw. gehalten zu haben, während der „kleine Mann“ über die Zeit seiner Entwicklung hinaus wohl wenig Gelegenheit hatte, Denkwürdiges festzuhalten.

Die viele Konvention, die sich in den Stammbüchern breit macht, hindert uns nicht, in ihnen einen Ausdruck der Denkweise ihrer Besitzer und Menschen, ja überhaupt einen Ausdruck allgemein menschlicher Eigenart zu sehen. Sie sind schließlich nur ein besonderer Fall des Bedürfnisses der Menschen nach einem Aus sprechen, sowie nach einem Festlegen und Sammeln des Ausgesprochenen. Dieses Bedürfnis sucht seine Befriedigung auch anderswo. Es ist nicht bloß Spaß, wenn wir die bewohnte Erdschichte ein einziges großes Stammbuch nennen, nur eben ein ohne einheitliche Absicht zu stande gekommenes. Zuschriften manigfachster Art finden sich an den manigfachsten Orten. Allerdings treten dabei besonders solche hervor, die zur Festhaltung von Einzelnen bestimmt sind, von Vorgängen, Rechtsverhältnissen usw.; und derartige würden wir auch in Stammbüchern gern häufiger sehen, als sie sich tatsächlich finden. Im übrigen aber macht sich auch dort, sozusagen „im Freien“, die landläufige Sprache breit. Glocken und Hauseingänge, Zimmerschlüsse und Türen, Servietten und Waffen: wo nur immer Gelegenheit ist, dort erscheint irgend ein Spruch von Lebenssprüch oder Tugendtheorie ob. dergl., teils durch berufene, teils durch unberufene Hände. Mit besonderer Vorliebe haben es diese auf die Wände von mehr oder minder geheimen Orten abgesehen. Es würde, in allem Ernst, ein verdienstliches Philologenwerk sein, einmal diese Winkelgraphik, wie wir sie nennen

möchten, zu sammeln und zu bearbeiten. Auch sie hat ihr Konventionelles und Originelles, ihr Gemelnes (leider fast immer unindividuell und wisslos) und ihr Höheres. Auch sie steht in Zusammenhang mit geistigen (oder auch gelösten) Strömungen im Volk und überrascht uns manchmal durch das Wiederfinden von anderswo gefundenem. Sie hat den Vorteil zugleich und Nachteil, unter keiner Kontrolle zu stehen. Ihre Autoren schreiben unter dem Schutz eines geheimen Schreibrechts; wer sieht ihnen denn zu?! Die Autoren der Stammbücher hingegen sind zwar nicht, wie die Buchchriststeller, der Öffentlichkeit verantwortlich, aber doch einem kleinen Bekanntenkreis; im allgemeinen jedoch bräuchen sie sich weniger „genieren“, als die allermeisten Gattungen von Autoren, und sie nutzen dies weidlich aus.

Doch auch da unterscheiden sich die Zeiten. Früher war das Leben weit ungenauer als jetzt. Unsere Stammbücher des 16. und 17. Jahrhunderts sind zum Teil so, daß spätere Veröffentlichungen vieles unterdrücken zu müssen glauben; im Verlauf des 18. Jahrhunderts zieht ein behutsamerer Ton ein. Noch mehr! Der phantastische Humor, das Narrentestim, der die Welt auf den Kopf stellende Grandulf, die bittere, schnedende Satire: diese Güter des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit beleben auch die Stammbücher noch bis ins 18. Jahrhundert hinein. Wir besitzen jenen Ton des weltstürzenden Fastnachtstamms längst nicht mehr. Hier aber sehen wir, wie er gegen Ende des 18. Jahrhunderts verschlingt, und wie an seiner Statt Klänge auheben, für die der Name „philiströs“ wahrlich gut passt. Auch die Vernunft springt wohl nicht zu weit, daß daran unsere klassischen Dichter mit schuld seien; für die neuen Krauthumor der älteren Zeit entsprechenden poetischen Richtungen haben sie recht wenig getan, ihre romantischen Nachfolger änderten daran auch nichts Wesentliches, und der — hoffentlich letzte Ausläufer dieser Art und Artigkeits ist das Poeticalbum der höheren Tochter.

Zedenfalls wenden wir uns nicht an diese, wenn wir jetzt einige nähere Proben aus Stammbüchern zu geben versuchen; „genieren“ darf man sich dabei eben nicht, und wenn manches zu arg ist, der darf am allerwenigsten uns anklagen, daß wir der Vergangenheit geben, was ihr gebührt.

Zuerst einige schon anderswo veröffentlichte Proben. Nicht um zu langwirken, nur um zu charakterisieren, nennen wir ein paar Sentenzen von jener quälenden Dugendweisheit. So findet sich häufig, z. B. von 1746, in lateinischer Sprache der Satz:

„Nichts ist so hoch angelegt, daß die Tückigkeit nicht danach streben könnte.“

Ebenso von 1728:

„Weise ist, wer Fruchtbares, nicht wer viel weiß.“

Und ähnliches viel von Studium und Leben, von Glauben und Schweigen, usw.

Manches Triviale taucht in origineller Fassung auf. So der deutsche Spruch von 1616:

„Gebild frischt den Teufel.“

Letzterer spielt in der älteren Zeit überhaupt eine große Rolle. Gleichsam als seine Sippe werden fort und fort die Juristen und Theologen hergenommen, dagegen Soldaten und Studenten meist oben auf gestellt.

Am schlimmsten aber geht es über das weibliche Geschlecht her; man hält es kaum für möglich, was für ein Ausbildungsseminar dieses sein soll, und wie namentlich der Student unter ihm zu leiden hat. Dagegen wird allerdings auch die Wonne immer wieder gepriesen, die eine Jungfrau bereitet (besonders eine von 18 Jahren). Etliche deutliche Beispiele werden das Gesagte belegen, wobei wir ein für allemal bitten, uns das Beibehalten der ursprünglichen Orthographie zu gestatten.

Soldaten Muoth und Jungfrauen Bluet
Rennmen under einer Deckchen verguetb.“ 1616.

Wo die Landsknechte sitzen und broten,
Mönche und Pfaffen in weltlichen Sachen rhaten,
Die weiber führen das regiment,
Nimbt es selten ein gutes end“. 1608 und öfter.

Häufig findet sich die Abbildung einer prächtigen Dame, darunter in dieser oder jener Sprache die Worte:

"Paradies der Augen,
Hölle der Seele,
Fegefeuer der Börse."

Besteht war auch das Bild eines kahnenjämmerlichen Studenten, dem ein Mädchen ein Kind, den sogenannten „Cornelius“, bringt, während der Debatt eine Citation zum Dektor an die Türe schreibt. Dazu manchmal eine Gelbzeichnung, beispielsweise mit den Posten: „Tintenfass 100 fl., Tinten, Papier und Feder 1 fl.“

Aus dem Jahre 1631 heißt es:

„Wer ein Jurist werden will, der soll haben einen stählernen Kopf, eine goldene Tasch, und ein bleyerne oder ehern a.“

Im 18. Jahrhundert findet sich häufig in verschiedener Lesart, mit Zurückführung auf Luther, folgendes:

„Der Jurist mit seinem Buch,
Der Zunft mit seinem Tuch,
Der Jungfrau D... unter dem Schirzduch,
solche drey geschirr
machen die ganze Welt her.“

Derlei drei oder mehrere Seitenstücke oder Gegenstücke sind überhaupt beliebt. So von 1622, also aus einer Aufgangszeit der Uhrmacherkunst:

„Wer will haben viel zu schaffen,
Kumm ein Frau,
Kauff ein Uhr
Und schlag ein Pfaffen.“

Die einzelnen Universitäten hatten natürlich ihre speziellen Färbungen, vom Münchnerischen bis zum Freisinger, vom rohesten Lustleben bis zur elegantesten Liebesaffinität. Für letztere stand wohl Leipzig an der Spitze. Dass hier zugleich die vielleicht schärfste theologische Orthodoxie herrschte, widerspricht dem nicht. Im Gegenteil! War schon überhaupt der Theologiestudent der ungentestete, wenigstens in der Stammbuchliteratur, so war der orthodoxe Theolog keineswegs der Lebensfeindlichste. Der Pietismus entstand ja gerade aus einem Gegensatz zu jener Richtung; und dass er orthodoksen Leipziger Professorenköchtern das Tanzen verwehren wollte, machte ihn noch missliebiger als manches andere.

(Fortsetzung folgt.)



Landwirtschaft und Baueraufstände in Frankreich.

Von Heinrich Laufenberg.

Soch im sechzehnten Jahrhundert waren die Genossenschaften in großer Ausdehnung vorhanden, fanden sie sich in der Normandie, Bretagne, Anjou, Poitou, Angoumois, Saintonge, Touraine, Marche, Nivernais, Bourgogne, Burgund, Orléanais, Pays Chartraine, Champagne, Picardie, Dauphiné und Guyenne. Am längsten hielten sie sich im Hochland der Auvergne, wo sie erst um die Mitte des letzten Jahrhunderts völlig verschwanden.

Wenn das französische Königreich die Bauern unterstützte, so lange diese Unterstützung mit seinen nächsten Interessen zusammenfiel, so hat es auf der anderen Seite, ihre Lasten gewaltig und zuletzt ins Umgemessene vermehrt. Zu den Abgaben des Feudalismus wälzte man nämlich auch die der absoluten Monarchie in der Hauptfache auf die Schultern des Bauern ab. Es würde zu weit führen, die verschiedenartigsten Steuern, die das ewig geldbedürftige Königreich in seinen chronischen Finanznoten ins Leben gerufen, an dieser Stelle eingehender zu schildern. Es seien daher nur die beiden meist verhaschten erwähnt. Da war zunächst die königliche Taille. Ursprünglich zur Deckung der Kriegskosten bestimmt und unregelmäßig erhoben, — ward sie im fünfzehnten Jahrhundert unter Karl VII. permanent und zur wichtigsten und einträglichsten Steuer. Dazu trat die Salzsteuer. Während der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit von Abgaben völlig frei blieben, galt dem niederen Volk gegenüber der Grundsatz der

fölsbarischen Haftbarkeit für die Steuerpflichtigen jeder Gemeinde, jedes Bezirks. Keinen Augenblick verstummen die Klagen über die Höhe der Abgaben und den Erhebungsmodus. „Die Gefängnisse sind voll von Glenden, die man zwingt, für Summen aufzukommen, die man anderen aufgelegt hat und die beim besten Willen nicht zahlen können, was man von ihnen verlangt.“ So schreibt Jurien in einer anonymen zu Amsterdam erschienenen Schrift: „Die Seufzer des versklavten Frankreich“, und er fährt fort: „Giebt es etwas härteres und grausameres als die Salzsteuer? Man zwingt, eine Sache für 10 oder 12 Sous das Pfund zu kaufen, die die Natur, die Sonne und das Meer uns gratis geben, die man für 2 Liards haben könnte. Unter dem Vorwand der Überwachung des Salzmonopols überschwemmt man das Königreich mit einem Heer von Glenden, die man die Beamten der Gabelle (Salzsteuer) nennt. Sie gehen in die Häuser, durchstöbern von autoritätswegen die geheimsten Orte und verfehlten gewiss nicht, falsches Salz zu finden, wo sie glauben, dass Geld anzutreffen ist. Man verurteilt die Unglücklichen zu ungehören Geldstrafen, lässt sie im Gefängnis versaußen, richtet die Familien zu Grunde. An den meisten Orten regelt man gar den Salzverbrauch durch Auslage, indem man an jede Familie dreimal mehr verteilt, als sie konsumieren kann. In den Strichen am Meer verbietet man den armen Bauern Meerwasser zu schöpfen; man zerbricht die sorgige, misshandelt die Leute, wirft sie ins Gefängnis: mit einem Wort, es gibt keine Gewalttat, die man nicht aus Anlass der Salzsteuer verübt in denselben Massen wie bei den anderen Steuern.“ Dabet war man schon fröhlich auf die geniale Idee verfallen, wie anderes so auch die Steuererhebung an Privatkapitalisten zu verpachten, und diese trachteten natürlich, die vorgeschoßenen Summen möglichst bald und mit möglichst großem Nutzen wieder aus den Steuerpflichtigen heranzuschlagen. Die Steuerbeträge wurden daher häufig genug nicht nur über das gesetzliche Maß hinaus erhoben, man plünderte die Pflichtigen auch radikal aus; man nahm dem Bauer den letzten Halm, das letzte Stück Brot, das letzte Gerät. Schließlich waren die Steuer nur noch unter dem Beistande bewaffneter Soldatenbanden beizutreiben.

Der deutsche Baueraufstand zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts spielte auch nach dem französischen Lothringen hinüber. Auch hier hatte der steigende Abgabendruck der letzten zweihundert Jahre eine bedeutende Gährung geschaffen, die sich in einer Reihe von Revolten, die bald hier, bald da ausbrachen, Lust zu machen suchte. Dass aber endlich die Empörung in hellen Flammen emporschlug und zwar zu einer Zeit, da die dem Bauer günstige Tendenz des Königums noch anhielt, das ward gerade dem brutalen Steuersystem, in erster Linie der Salzsteuer, verdankt.

Der Aufstand brach im Süden Frankreichs, in Gueme, während der ersten Regierungsjahre (1548) eben jenes Heinrich II. los, der nachmals die Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft als königliches Vorrecht in Anspruch nahm. Die Empörung zeigt ganz den typischen Verlauf französischer Bauernrevolten, wie wir ihn bereits bei der des 14. Jahrhunderts kennen gelernt haben. Die fortgesetzten und rücksichtslosen Brutalitäten der Beamten der Salzsteuer hatten die Bauern schließlich zu Miserei und Verzweiflung getrieben. Ein erster Erfolg verbreitete den Aufstand mit Sturmeseile über das ganze Land. Im Nu war die Zahl der Empörer auf 50 000 gestiegen. In Banden durchzogen die Bauern das Land, zerstörten und plünderten die Herrensitze und massakrierten die Adeligen, wo sie ihnen in die Hände fielen. Diesmal erwies sich die Geneigtheit der Städte, sich dem Aufstand anzuschließen, gröber. Denn nicht nur waren diese immer mehr unter die Gewalt des Königums geraten, das sie je länger je mehr in den Rechten der Selbstverwaltung fürzte: es war inzwischen auch jene erste furchtbare Reaktion der alten Naturalwirtschaft gegen die aufkommende bürgerliche Manufakturproduktion, jene blutige Protestantenhetze

ausgebrochen, die wenige Jahre später zu den verwüstenden Hugenottenkriegen führen sollte. Insbesondere die fanatische Jesuitenpartei der Guisen, auf das engste verbündet mit der Gemahlin des Königs, der berüchtigten Katharina von Medici, betrieb den Hugenord sport- und gewerbsmäßig. Es war ein ganz beliebtes Mittel des Hofes, bevorzugte Damen und Scharen junger Hofsleute auf Kosten jener Huguenotten zu bereichern, denen man fastwillig die Hälse abschniden ließ, um ihre Güter einzuziehen. So berichtet der Marschall von Béthuneville in seinen Memoiren, wie man auch ihn in einer derartigen Gabe reichlich bedenken wollte; er zog jedoch den Dolch, stach seinen Namen aus der Schenkungsurkunde und warf sie dem Bürger verächtlich vor die Füße: ein Beweis, welcher Schädigung sich die Hofmode bei allen erfreuen möchte, die noch nicht jeder Spur von Scham verlustig gegangen waren.

Es nimmt daher nicht wunder, wenn eine Anzahl von Städten den Bauern freiwillig die Tore öffneten, andere, wie Bordeaux, sich nur schwach verteidigten. Freilich rettete dies den Aufstand nicht vor sein in gewöhnlichen Schicksal. Der herbeteilende Herzog von Montmorency, der damalige Connétable von Frankreich, hatte leichte Mühe, die disziplinierten, schlecht bewaffneten und ungeübten Bauernhorden auseinanderzusprenzen. Bordeaux ward zurückerobernd und fürchterlich heimgesucht, die Bauern zu Tausenden gehängt und niedergemetzelt, jede Klage über ungerechte Steuerbedrückung in Strömen von Blut erstickt.

Als wenige Jahre später nach dem Tode Franz II. Katharina von Medici für ihren unmündigen Sohn Karl IX., wenn nicht der Form — denn darum hinderte sie das safrische Hansgesetz —, so doch der Sache nach die Regentschaft übernahm, setzten die Grausamkeiten gegen die Reformierten mit verdoppelter Wut ein. So kam es 1562 zum Ausbruch der Hugenottenkriege. Vierzig Jahre wähnte der Kampf. Erst Heinrich IV. stellte durch seinen Übergang vom reformierten Glauben zum Katholizismus den Kompromiss her, der freilich auf keine Gleichberechtigung, sondern nur auf eine Duldsung der Protestanten hinauslief. Diese fuhren sich auf bestimmte Städte und Flecken beschränkt, von den bischöflichen und erzbischöflichen Residenzen, sowie von Paris dauernd entfernt. Da man die erstehende Bourgeoisie nicht vernichten konnte, suchte man sie wenigstens auf ihren Besitzstand einzuzwingen. Vor der Hand aber zeitigten die Religionskriege die Wirkung, ganz Frankreich allen Parteien als ein bequemes Plünderungsobjekt zu füllen zu legen. In erster Linie litt darunter natürlich wieder der Bauer, den das flache Land jeder Brandaufzehrung schlaglos preisgab. Und zu den Brutalitäten der plündernden Soldaten kamen die des Adels hinzu. Denn weit entfernt, den gewollten Zweck zu erfüllen und dem alten naturalwirtschaftlichen System wieder zur unbestrittenen und alleinigen Gestaltung zu verhelfen, erschütterten sie auf das Schwerste den Besitzstand des größten Grundbesitzers, der katholischen Kirche, ruinierten sie mit dem Bauer den Adel selber, der vom Bauer lebte. Der Adel hielt sich dafür in der Weise schadlos, dass er vom Bauer noch mehr als bisher heranzupressen suchte, da er die kriegerischen Zollläufe benutzte, um bei den Leuten des Nachbars zu nehmen, was er bei den eigenen nicht faub, kurz, dass er in seiner Verbündung um der Augenblicksinteressen willen alles tat, um die Hennie langsam zu erdrosseln, die ihm die goldenen Eier legte.

So beginnen die Baueraufstände aufs neue. Zumal gegen Ende der Religionskriege folgt sich Revolte auf Revolte. Im Jahre 1586 erhoben sich die „Gautiers“ der unteren Normandie. Sie ergripen die katholische Partei. Ihr stärkster Trupp fiel in einen Hinterhalt, den ihm der Herzog von Montpensier gelegt hatte, und ward vernichtet. Nicht besser endigte der Aufstand der Bauern der Bretagne. Unter dem Vorwand, ihr Land gegen die „Häretiker“ zu schützen, hatten sie sich erhoben, um von demselben den Einbruch der Soldates zu fernzuhalten. Im Grunde aber war es dabei auf

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 4

Für den Annonceenteil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Interaten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro abgesetzte Nonpareille-Seite oder deren Raum M. 1,50.

1904



Rentontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, stabiles, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Fleischstempel, 2 echte Goldräder, Emaille-Gitterblatt, Uhr 10.00. Diese mit 2 echt silbernen Kapself, 10 Rubis Uhr. 18. Schlechte Ware führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wertlich, gut abgegossen und genau reguliert; ich gebe daher sechs 2-jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postleistung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somitstellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren, Engros-Berlin 415. Neue Königstraße 4. Meiste und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Kakao

Nur höchste Qualitäten, garantiert rein, nicht entfärbt, leicht löslich und sehr eiweißreich.

Spar-Kakao	M. pfd. 1,25
Konsum-Kakao	" 1,40
Haushalt-Kakao	" 1,60
Familien-Kakao	" 1,75
Holländ.-Kakao	" 1,90
Ideol.-Kakao 0	" 2,00
Ideol.-Kakao 00	" 2,20
Edel-Kakao, fein	" 2,30

Versand von 8 Pfund an franco! Gegen Nachu. ob vorher. Einsendung des Beitrages. Garantie Zurücknahme.

Kakao - Engros - Versandhaus
Paul Bühr, Magdeburg 3

Damenkleiderstoffe

Liefere direkt an Privato.

Gottwalt Zipfel, Greiz i. V.
Spezialgeschäft für Damenkleiderstoffe. Stets Eingang von Neuheiten, grösste Auswahl und billigste Preise, da direkt vom Fabrikplatz.

Muster portofrei.

Musikinstrumente

für Orchester, Schule u. Haus.



Joh. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

Musikinstrumente

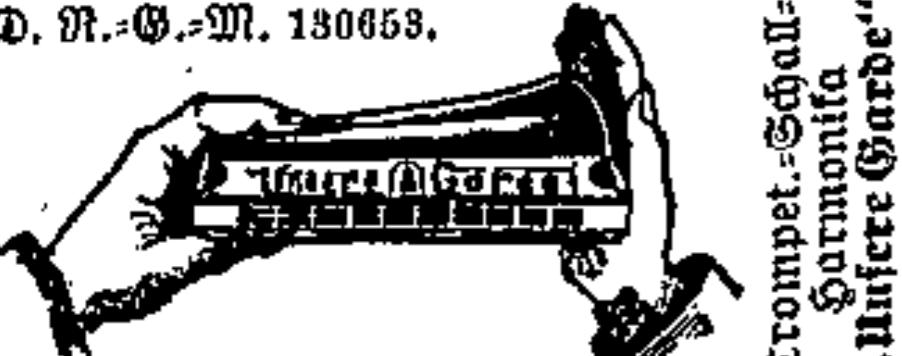
aller Art in vorzügl. Qualität
bei billiger Berechnung.

Ernst Reinh. Voigt
Markneukirchen 518. Kataloge fr.

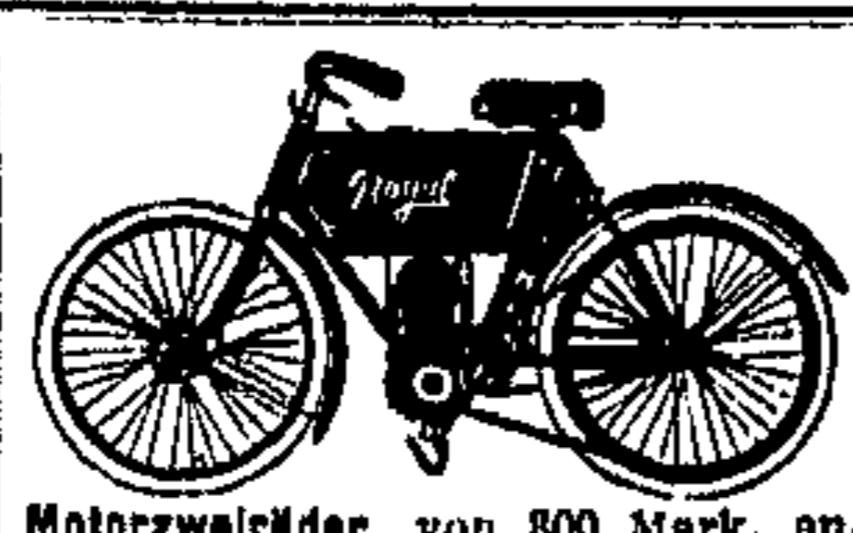
Tabak u. Zigarren!

10 " feinst. Blattähnli. Rippentab. M. 1,80
10 " Ruppen-Blatt-Mischung .. 3,80
10 " feinst. Kraustabak..... 6,80
8 " Probe-Tabak, 6 Sorten .. 2,80
100 Zig. M. 2—6, 120 Probezig., 12 Sort. M. 4,50. Val. Benz, Iggleheim 910, Pfalz.

D. R.-G.-M. 180059.



m. Selbstlernsatz, gesch. Künslersatz, Ja. Westingpl., 10 echte, kräft. Kling. Octav. 8. Spiel. v. Vieb., Tantz., Märch., Jod. ic. f. geeign., mögl. wunderb. Trill. u. Kamer. ton. Eig. Fabrik., dah. n. A. 2 frei i. Haas. Sonst. bereits verhandt. Jülf. Cat. mit 200 Abb. üb. a. Mus. Inst. gr. u. fr. Franz E. Glass, Untersachsenberg 1. S. No. 8.



Motorzweiräder von 800 Mark. an. Motore zum Selbst-Einbau in jedes Fahrrad ohne Veränderung. Fahrräder 1 Jahr Gar. M. 79.— m. Freilauf-Rücktrittbremse 99.— Glockengag, Inneneinlage, Doppelglockenk. Laufräder . M. 8,00. 4,75, 5,60, 6.— Luftschlüssche . M. 2,75, 3,50, 4.— Lauflöcker . M. 0,75 Acetylentaternen . M. 0,75 Calciumcarbid, Klio . 0,50 Lenketänge, vernickelt . 2,70 Padale . 1,85 Elektr. Taschenlamp. . 1,25 GeSpannte Räder . 5.— Fusspumpe . 1,15 Freilauf Hinterräder . 11.— Reparaturen aller Systeme billigst. Forder. Sie grat. u. fr. unsern neuen, reichillustr. Katalog 1903. Vertraf. auch f. gelegentl. Verk. ges. Hoher Rabatt, gütter Nebenverdienst.

Willi Hausscherr, S. m. b. H. Berlin O. 27, Alexanderstr. 150.



Bitte ausschneiden!
Verlang. Sie Prospekt!



Sie erhalten umsonst laut Provisionsschein
1 Taschenpistole od. 1 Revolver od.
1 Luftbüchse ohne Knall od.
1 Flabertestsching.

Nur Preisliste Nr. 129 umsonst.
Thüringer Waffenhaus
A. G. Max Metzner, Zella St. Bl.

Stärke dich mit
Jugendfeuer

(Gesäßlich geschützt). Feinster magenstärkender Tafel-Likör. 3 fl. & 3/4 fl. v. Probe. M. 4,50 fr. geg. Nachm. Berlin 8. 14, Berliner Likörfabrik Kommandantenstr. 53 f.



"Salem Aleikum"
Wort u. Bild, desgleichen Form und Wortlaut dieser Unionce sind gesäßlich geschützt.
Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Lungenleiden (chron. Katarrhe und Schindsucht) heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und gehilften Kranken über diese Heilmethode verschickt die Chemische Fabrik Dr. Hofmann Nachf. in Meerane 101 (Sachsen) gratis und franko.

Rheumatismus!

Leiden Sie an dieser erbarmungslosen Krankheit? Kennen Sie die furchtbaren, reissenden Schmerzen, die einem durch Mark und Bein gehen; Schmerzen, die einem Tag und Nacht keine Ruhe lassen? Möchten Sie von diesen Qualen betroffen sein? So versuchen Sie doch

Electro Vigor.

Derselbe ist eine electrische Körperbatterie, welche es ermöglicht, einen erwärmenden, belebenden Strom galvanischer Electrität stundenlang in die schmerzhaften Stellen zu leiten. Tausende haben diesen Apparat gebraucht und sind dadurch wieder glücklich geworden. Herr Andreas Bickel, Berlin, Ebelingstrasse 6, schreibt:

Ich kann Ihnen mit Vergnügen mitteilen, dass Ihr ELECTRO-VIGOR mir außerordentlich gute Dienste geleistet hat. Schon nach drei Stunden fühlte ich bedeutende Erleichterung und nach sechs Tagen geht die Verdauung viel besser von statthaft. Nervosität und Rheumatismus sind verschwunden; ich fühle mich jetzt bedeutend stärker und habe einen festen Schlaf. Wenn die Fortschritte in gleichem Maasse anhalten, so werde ich nach einem Monat geheilt sein. Ich habe durch den Gebrauch Ihres ELECTRO-VIGOR die Erfahrung gemacht, dass derselbe eine Wohlthat für die Menschheit und besonders für diejenigen von grossem Nutzen ist, daran Beruf es nicht erlaubt, sich einer längeren Kur zu unterziehen; denn der Apparat ist auch ganz leicht während der Arbeit zu tragen.

Wichtigstes Wert! Wenn Sie bei uns vorappachen, oder uns diese Annonce einsenden, erhalten Sie in geschlossenem Couvert gratis und franko unser illustriertes Buch, welches ausführlich über unsern Apparat und dessen Anwendung berichtet.

Weitere Zeugnisse werden dem Buche beigelegt.

The Dr. MacLaughlin Company, BERLIN NW. 58, Friedrichstraße 153a. HAMBURG 93, Großer Burchstr. 2—4.

Schnurrbart! Streng reell. Kein Schwund.

Harasin unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit wunderbarem Erfolg. Wo kleine Härtchen vorhanden sind, entwickelt sich rasch lippiges Wachstum, was durch Hunderte von glänzenden Darstschriften nachgewiesen ist. Arztl. begutachtete Wirkung. Warenzeichen vom Kaiserl. Patentamt geschützt. Primitiv goldene Medaille Marseille, groß. Ehrenpreis Rom. Stärke I. & 2, Stärke II. & 3. Garantie: Vor Nichtserfolg Geld zurück. Harasin ist einzig und unerreicht bestehend von Sachverständigen, staatlich approbierten Polizei-Chemisten, Parfümeure usw. geprüft, warne deshalb vor wertlosen, mittunter sehr billigen Methoden, die mit grossem Geschreie angepriesen werden. Nur allein echt und direkt zu ziehen von der handelsgerichtlich eingetragenen Firma:

Ferdinand Kögler, Nürnberg 125, Maxplatz.

Ein Herr G. in Brugg (Aargau) schreibt: "Senden Sie sofort auch eine Dose Harasin zu M. 3 für meinen Freund, weil es mir so schnell zu einem schönen, schneidigen Schnurrbart verholfen hat."

Spezial-Seife zur Verschönerung der Haut. Hergestellt mit dem beliebten Tola-Parfüm. Mild, angenehm u. sparsam im Gebrauch. Uebertall vorrätig. 1 Stück 25 Pfg. 4 Stück im Carton M. 1.— Parfümerie Heinrich Mack, Ulm a. D.

In drei Wochen

habe ich mit einer Dose Stärke II Ihres Bartwuchs-mittels „Novella“ eine vorzügliche Wirkung erzielt. Meine Kameraden Oberart. E. Hoffmann und Oberhoboz P. Möller, welchen ich die halbe Dose überließ, haben auch zum größten Erstaunen ihrer Freunde einen schnedigen Salonschnurr- und Knebelbart erzeugt! Wir sagen Ihnen unsern herzlichen Dank und empfehlen Sie allen bartlosen Seefolden. — „Novella“ ist das ely. daschende Mittel zur Förderung eines prachtvollen Schnurrbarts; ich zahle jedem, der mit „Novella“ seinen Erfolg erzielt, anstandslos sein Geld wieder zurück. Der Preis ist pro Dose Stärke I M. 2.—, Stärke II M. 3.—, Stärke III ist für ungünstige Fälle extra konzentriert M. 5.— gegen Nachnahme oder Vorans bezahlung, allein zu bezahlen durch den Haarpezialisten Fr. Hepping, Neuenrade Nr. 28 in Westf.

schreibt Herr Ober-signalg. H. Kübler aus Friedrichs-

Gegen nur 2 Mk.

Monatszahlung versende ich überallhin anerkannt vorzügliche

Musikwerke selbstspielend und zum Drehen von

18 Mk. an. Reelle schriftl. Garantie.

Friedrich Riebe, Breslau 170 Illustrierte Preisliste kostenfrei.

Tiroler Feigen

Kaffee ist zur Zeit der beste Kaffeezusatz u. wird garantiert aus bester Primafeige bereit, daher kein Gemisch von Cichorien; ab Fabrik 5 kg. M. 4,80 durch die Post Ludwig 4 Übli, München, Rumfordstr. 32.

Gegen nur 2 Mk.

Monatszahlung versende ich überallhin anerkannt vorzügliche

Magerkeit selbstspielend und zum Drehen von

18 Mk. an. Reelle schriftl. Garantie.

Franz Stelzer & Co. Berlin 170, Königgräßerstraße 7a.

Staunend billig!

Napoleon I. u. S. Liebhafsten 162 nur M. 1,50, Porto 30 fl. v. O. Treutler, Nürnberg. Kart. los gratis und franko.

Billige böhmische Bettfedern!

10 " neue geschlossene M. 8, bessere M. 10, weisse daunenw. M. 15, M. 20, schneew. daunenweiche M. 25, M. 30. Versand franko, zollfrei, per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme geg. Portovergütung gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes 311, Post Plisen, Böhmen.

Wollen Sie etwas Seines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen „Salem Aleikum“ Garantiert naturelle türkische Handarbeits-

Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmundstück, verkauft. Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.

Die Nummer auf der Cigarette deutet den Preis an: Nr. 3 kostet 3 fl., Nr. 4: 4 fl., Nr. 5: 5 fl., Nr. 6: 6 fl., Nr. 8: 8 fl., Nr. 10: 10 fl. pro Stück.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.

Never siebenhundert Arbeiter!

Zu haben in den Cigarren - Geschäften.



Hans W. Schmidt: Rutschbahn.

die Adeligen abgesehen, die sie ermordeten, wo sie sie trafen, unbekümmert, ob sie es mit einem Edelmann katholischer oder reformierter Observanz zu tun hatten. „Diese Wut,“ sagt ein Geschichtschreiber des Aufstandes, „war allen Bauern der Nieder-Bretagne gemein und ihr Plan war weniger, den Häretikern den Krieg zu machen, als den Adel auszurotten. Dies war ihr fester Entschluß, und wenn sie siegreich . . . zurückgekehrt wären, würden sie sich auf die Häuser der Adeligen geworfen und alle

Gesellente, die ihnen begegnet wären, getötet haben. Es sei nur dies nötig, sagten sie, um in die ganze Welt die Gleichheit einzubringen, die sich unter den Menschen finden sollte.“

Gefährlicher war der Aufstand der „Croquants“, der drei Jahre hindurch (1593 bis 1596) in den Provinzen Poitou, Saintonge, Limousin, Marche, Perigord und Quercy wütete. Der Name leitet sich aller Wahrscheinlichkeit nach von einer Proklamation „aux croquants“ (den Leuteschindern)

ab, die die rebellierenden Bauern gegen die „Subsidienflinder, Diebe, Steuerempfänger und Steuerkommiss“ erließen. Sie gab allenfalls das Signal, über die Steuernehmer, die Adeligen und Soldaten herzufallen. Der Zweck des Aufstandes ist klar ausgesprochen in den Sätzen einer Proklamation, die der Adel erließ. Hier heißt es, daß die Bauern, indem sie versuchten, sich der Unterwerfung zu entziehen, in die sie Gott befohlen, sich gegen jedes göttliche und menschliche Recht erhoben hätten. „Sie

beabsichtigten die Religion dadurch unmöglich zu machen, daß sie die für den Dienst Gottes seit Beginn der Welt angeordneten Behütten nicht mehr zahlten — und beabsichtigten, die Monarchie unmöglich zu machen und eine Demokratie nach dem Beispiel der Schweizer einzurichten.“ Zum Lémansturm und Saintonge warfen die königlichen Truppen den Aufstand schließlich nieder. Im Perigord aber leisteten die Bauern, zu einem Heer von mehr als 40 000 Mann vereinigt, so verzweifelten und nachdrücklichen Widerstand, daß die Regierung sich mit dem Abschluß eines Vertrages begnügen mußte, der die Steuerbefreiungen „in Gnaden“ erließ.

Vierzig Jahre blieb es nun in diesen Gegenden ruhig, aber inzwischen gelangt der Kardinal Richelieu ans Regiment. Wie er die politische Stellung der hugenotten durch Eroberung der ihnen verbliebenen festen Plätze zerstörte und damit die Reaktion in Frankreich einleitete, die mit der Aufhebung des Edikts von Nantes endigen sollte; wie er das Königreich in der Legislative völlig unabhängig von den Parlamenten hinstellte, so bricht er auch die politische Stellung des Adels, der von nun ab unwiderruflich zu einem bloßen Beamten- und Hofadel herabstürzt. Über was den Feudalherren auf der einen Seite gewonnen ward, das suchten sie auf der anderen durch schärfere Bestrafung ihrer Vorrechte wieder einzubringen. Zudem bestand das Heer, um es nicht nur gegen den auswärtigen Feind, sondern auch gegen das eigene Volk gebrauchen zu können, aus Mietlingen, deren Sold nicht aus laufenden Einkünften bezahlt, vielmehr unmittelbar und gewaltsam meist auf dem Wege der Zollpacht vom Volke erhoben wurde. Weiter versteht sich, daß die höheren Beamtenstellen durchaus für den Adel reserviert blieben, daß gerade der verarmte Edelmann sie als die ergiebige Quelle betrachtete, auf eine leichte Manier wieder zu standesmäßigem Vermögen zu kommen. Alles dies lastete doppelt schwer auf dem Bauernstand.

So schlug in den Provinzen Saintonge, Charente, Angoumois und Poitou aufs neue der Aufstand empor (1636). Die Bauern fanden zunächst den Widerstand der Spanier. Als die Hugenotten auch diesmal die Städte ergriffen, sandte Richelieu den Herzog von Lavalette mit seinem Heer in das Land. Die Spanier ließen die Bauern im Stich und diese wurden nach einem kurzen, aber verzweifelten und hartnäckigen Widerstande aufgerieben. Gefährlicher war der Aufmarsch, der im folgenden Jahre in der Normandie ausbrach. In der niederen Normandie sollte die Salzstener eingeführt werden, wo sie völlig ungeseztlich war. Das brachte zuerst die Bauern in Bewegung. Zum Ausdruck ihrer Armut nannten sie sich die Barfüßer und zeichneten ihre Erklasse mit einem Siegel, das zwei nackte Füße darstellte. Ihr Anführer war „General Hans Barfuß“. Die Bewegung teilte sich bald den Städten, vor allem der Hauptstadt des Landes, Rouen, mit. Hier besonders wurden die Steuerbeamten vom Volke verfolgt und ihre Häuser gesäumt. Selbst das Parlament von Rouen nahm für die Aufständischen Partei, aber der Kardinal wußte Rat. Er sandte den General Gassion, einen dem Triumf ergebenen Mann, mit 6000 fremden Söldnern in die Provinz, „damit sie dem Blutbad weniger zugänglich wären“. Gassion fand furchtbaren Widerstand, bis er (30. November 1637) die Barfüßer bei Abanches, wo sie sich in einer festen Stellung verschanzt hatten, in einem nördlichen Treffen auseinandersprengte. Sofort ward das Parlament von Rouen beschuldigt, durch Vernachlässigung seiner Pflicht die Unruhen herbeigeführt zu haben. Die Gerichtsbarkeit in jener Sache ward ihm also entzogen und an eine besondere Kommission gegeben, die von dem Kanzler Seguier und einigen von Richelieu eigens ausgesuchten Juristen gebildet ward. Man benutzte die Gelegenheit, um Rouen zur „Strafe“ seine sämtlichen Einkünfte und Güter zu nehmen und ihm eine Kontribution von einer Million Livres aufzulegen. Die Blutkommission schaltete furchtbar unter dem niederen Volke der Stadt sowohl wie auf dem platten Lande. Tausende von „Nebellen“ wurden nach dem gräu-

lichen Strafverfahren jener Zeit durch Stäbchen, Hängen und Vierteilen hingerichtet. Erst nach dreijähriger Wirtschaftszeit ward die Kommission aufgelöst und das Parlament wieder in seine Wirtschaftszeit gesetzt, allerdings, nicht ohne wesentliche Einschränkungen seiner ursprünglichen Rechte erlitten zu haben.

Die absolute Monarchie brach zwar die politische Stellung des Adels. Unter der Decke des Feudalstaates schuf sie jene Bürokratie, die nichts als das Gebot und den Willen des Königs kannte, vermöge deren sich die Regierungsgewalt in einem Punkt konzentrierten, der Staat sich zu einer bloßen Domäne des Königs herabdrücken ließ. Nur insoweit und so lange unterstellt die absolute Monarchie Bürger und Bauern, als es die Herausbildung der Bürokratie, das Waisenleben des Adels erforderte. Aber nie less es sich das Königreich bekommen, an der sozialen Stellung des Adels zu rütteln. Gewiß hatte sich der Feudalismus seit langem überlebt. Er war nicht nur zu einem Hemmnis für den Aufschwung der Manufakturen und des Handels geworden: am schädlichsten wirkte er auf die Landwirtschaft selbst. Noch kurz vor Ausbruch der französischen Revolution waren die Bauern an manchen Stellen verpflichtet, nur solche Gewächse zu bauen, die das Wild gern freisse; hatten die Wildhälter das Recht, jeden niederzuschließen, der nur ein Stämmchen oder einen Hasen aus dem Wege räumte; wurden im Clermontois auf den Glücksbesitz Fürsten Condé die jungen Wölfe sorgfältig gehext, um im Winter freigelassen und gelöst zu werden, wobei es sich allerdings mitunter traf, daß sie nicht nur die Schafe, sondern auch die Kinder der Bauern fraßen. Noch 1762 verbot ein Reglement „im Bereich eines jeden königlichen Jagdreviers die Einzäunung der Bauerngäste, wodurch das Wild von Feldern und Gärten abgehalten werden könnte, und das Betreten der Felder für jedermann, auch ihre Eigentümer, in der Zeit vom 1. Mai bis 24. Juni, um die brüllenden Rebhühner nicht zu stören“. Dazu durfte der Bauer nicht anbauen, was er wollte. Auf den alten Landen ruhte der Behnkte, was bei den neuen Pflanzen, wie der Kartoffel, dem Luzerner Klee u. a., nicht der Fall war. Daher man ihm den Anbau der letzteren vielfach untersagte und damit den Übergang zu einem verbesserten Produktionsverfahren, wie etwa der Fruchtwechselwirtschaft, häufig unmöglich machte; unentwegt ward an der Ausfassung festgehalten, dem Fleisch des Bauern gebühre nur die Ausübung des Landes, einer Bande liederlicher und verlungter Faulenzer dagegen das Obereigentum mit allen daraus für den Landmann resultierenden Abgaben, Lasten und Beschränkungen.

Und damit nicht genug, hat die absolute Monarchie den Adel in seiner sozialen Stellung zuletzt ganz wesentlich gestärkt. Denn auch sie war ein Mitglied dieser Klasse. Nächst der Kirche nannte sich das Königreich den größten Grundbesitzer Frankreichs. Vor Ausbruch der Revolution unter Ludwig XVI. besaßen die verstreuten königlichen Jagdreviere allein den Umfang des heutigen Großherzogtums Oldenburg. Die königlichen Domänen werden auf ein Fünftel, die der königlichen Prinzen auf ein Siebentel vom Grund und Boden Frankreichs angegeben. Da begreift es sich, wenn der König als Herr der Domänen andere Interessen hat denn als Herr der großen Domäne Staat, wenn er hier an den Rechten des Privilegs mit starker Hartnäckigkeit festhält, wenn die adelige Praxis sein volles Verständnis findet, dem Bauern zu nehmen, nicht so viel man darf, sondern so viel man kann. Und die Neigung, den Bauern mehr und mehr auszupressen, wuchs, je mehr beim Adel mit der Einsicht in die gänzliche eigene Überflüssigkeit die Sucht nach kostspieligen Verstreuungen um sich fraß und die tollste Verschwendungs Platz griff.

Was wollen die Reformen unter Sully im Anfang dieses Zeitalters besagen, da der Bauer während einer neuen Regenschaft und nachmal der Fronde tausendfache Einbuße litt? Was der vorübergehende Aufschwung im ersten Jahrzehnt Colberts, da Louvois' Kriegspolitik wieder alles zu nichts

macht, die Aufhebung des Edikts von Nantes ganz Frankreich noch unbestritten als zuvor dem Feudaladel und den mit ihm verbündeten Finanzjobbern zur Beute gibt? Es ist unnötig, über das Hofleben unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. und seine verherenden Wirkungen für das Land ein Wort zu verlieren. Über dem Hof entspricht immer mehr der Adel, in dessen ewig leeren Taschen Millionen um Millionen der öffentlichen Einkünfte verschwinden, der sich durch unchristlichen Amentaufbereichert und den Hof ebenso zu einem großen Bordell herabwirkt wie zuvor die Nonnenklöster des Landes. Dem Hof entspricht immer mehr jene Kirche, die selbst die Bravotüchtigkeit eilaufster Halsabschneider in Schutz nehmen, den Adelige von der Erfüllungsfreiheit entbunden kann für den Schaden, den der von ihm gebürgte Menschenmörder angerichtet.

Um diese Zeit entstand jene, noch heute seitens der Vogesen wohlbekannte Volkserzählung, deren humoristische Form den grauenhaften Sünden nur um so wirkungsvoller hervortreten läßt: Bonhomme misère, Einfallsspiel Glend muß aus besonderer Gnade des Himmels ewig auf Erden leben, weil er gutmütig die Apostel Petrus und Paulus von seiner Armut gespielt, nachdem ein Fleischer die beiden von der Erde gewiesen. Nur die Bretagne erhebt sich unter dem furchtbaren Abgabendruck der holländischen Eroberungskriege Ludwigs XIV. zu einem letzten verzweifelten Widerstand. Poitou, Bordaies, die Dauphiné schließen sich der Bewegung an, die auch vereinzelt Städte ergreift. In einem Bauerncodex (code paysan) fordert man die Befreiung der Arbeit von den Lasten des Feudalismus und die Konkurrenz der Pachten. Ludwig XIV., mit dem holländischen Kriege beschäftigt, hat keine Truppen zur Verfügung und sucht die Aufständischen durch eine Amnestie zu fördern, um dem Aufstande die Spise abzubrechen. Über man begegnet ihm mit Mützen, und wie die Folge lehrt, mit Recht. So bauern die von den Aufständischen mit dem Auslande angelaufteten Verhandlungen fort. Auch diesmal geht es darauf aus, die aufständischen Provinzen von der Krone Frankreichs loszulösen, sie zu einer selbständigen Republik zu vereinen. Inzwischen aber bekommt Ludwig XIV. am Rheine die Hände frei. Die verfügbar gewordenen Truppen werfen die Bauernhaufen mit leichter Mühe, der Aufstand findet in dem üblichen Blutbad sein gewohntes und jähes Ende.

Von dieser Zeit an bleibt es völlig ruhig. Die letzten furchtbaren Kriegsschläge unter Ludwig XIV. gehen über die französische Bauernschaft hin, das Maitressenregiment unter Ludwig XV. überantwortet sie in bisher nicht erhörter Weise der Reaktion des Privilegs, die Hungersnöte in den Jahren 1709, 1725, 1739, 1740, 1750, 1784 richten die ländliche Bevölkerung in erschreckender Weise: der französische Bauer duldet und riskt sich nicht. Und obwohl den Gutsherren das Wasser bereits an der Kehle steht und die Revolution drohend ihre Schäden voranswirkt, beginnen sie doch seit 1780, den Lasten- und Abgabendruck zu steigern, längst aus der Uebung gekommene „Rechte“ der ältesten Feudalzeit wieder aufzurufen. Der bekannte englische Nationalökonom Arthur Young, der damals das Land bereist, bricht darüber in die empörten Worte aus: „Das erinnert an Irland“ und er fügt ironisch hinzu: „Wäre ich nur Gesetzgeber in Frankreich, wie wollte ich ... die noblen Herren das Tanzen Lehren!“ Die nachfolgende Revolution hat diesem Ausspruch eine furchterliche Wahrheit geliehen. Eine servile Geschichtsschreibung weiß es zu rühmen, daß in der berühmten Nacht des 4. August die Privilegierten einhellig und opferfreudig ihre Rechte auf dem Altar des Gemeinwohls geopfert hätten. In Wahrheit aber gab man nur preis, womit die Bauernaristände der beginnenden Revolution bereits schrecklich aufgeräumt, was der gewaltige Zusammenbruch des ancien régime unter seinen Trümmern endgültig und für alle Zeit begraben.

(Fortsetzung.)

→ Herodias. ←

Erzählung von Gustave Flaubert. Deutsch von Paul Adler.

Her Tetrarch schritt, anstatt dem Prokonsul zu folgen, in hastigen Schritten vor demselben her. Dann drückte er sich an die Männer, die er mit seiner Toga und den beiden, in die Hüften geschnittenen Armen verdeckte, doch der Nahmen einer Türe rägte über seinem Haupte heraus. Vitellius bemerkte es und verlangte zu wissen, was sie einschlüsse.

Der Babylonier allein konnte sie öffnen.

"Rufe den Babylonier!"

Man erwartete denselben. Sein Vater war mit fünfzig Männern vom Ufer des Euphrat gekommen und hatte sie dem großen Herodes zum Schutze der östlichen Grenze angeboten. Nach der Teilung des Reiches war Iakim bei Philippus geblieben und diente jetzt dem Antipas.

Er erschien mit einem Bogen über der Schulter und einer Gerte in der Hand. Blaufarbige Männer schnürten seine fehlenden Beine ein. Seine starken Arme streckte er aus einer ärmellosen Tunika, und eine Pelzweste bedeckte das Haupt, dessen langen Bart er in Flechten gekämmt trug.

Er schien dem Dolmetscher nicht zu verstehen. Doch Vitellius warf dem Tetrarchen einen Blick zu, und dieser wiederholte den Befehl. Da legte Iakim seine beiden Hände an die Türe. Sie glitt in die Männer.

Ein Windhauch entströmte der Füsternis. Sie schlungen einen Weg ein, der in Windungen in die Tiefe führte, und gelangten auf den Grund einer Höhle, die weit ausgedehnter war als die früheren. Ein Bogengang verschloß sich in ihrem Innern über der Schlucht, die die Festung von dieser Seite unzugänglich machte. Ein Gaiblatt klammerte sich an die Wölbung an und ließ seine Blüten, hellbeleuchtet, zur Erde fallen. Am nackten Boden schlich, murmelnd, ein Wasserlauf.

Zu hundert weiße Rossen standen hier und fraßen Gerste aus einer in ihrer Mundhöhle angebrachten laugen Krippe. Sie hatten sämlich bläuliche Mähnen, trugen Schuhe aus Mattempflecht um die Hufe und wie eine Herrsche überhängende Stirnhaare. Sie peitschten mit ihren laugen Schwüren die Beine. Der Prokonsul betrachtete sie voll wortlosen Staunens.

Es waren wunderbare Tiere, wie Schlangen geschmeidig, und leicht wie Bögel in der Luft. Sie flogen mit dem Pfeil ihres Reiters um die Wette, wichen den Feind nieder, in dessen Leib sie die Bähne gruben, setzten über Abgründe und vermochten einen ganzen Tag lang in rasendem Lauf durch die Wüste zu jagen; — ein Wort, und sie standen still. Sobald Iakim eintrat, ließen sie ihm wie Schafe dem Hirten entgegen und sie sahen ihn vorgesetzten Halses aus ihren Kinderaugen an. Er stieß gewohntsgemäß einen rauen Ruf aus, der sie in Höhe versetzte, und sie bänkten sich, begierig, durch die Weite zu rasen. — Antipas hatte sie aus Furcht vor Vitellius an diesen Ort gesperrt, der für den Fall einer Belagerung bestimmt war.

"Der Stall ist schlecht," sagte der Prokonsul, "Du läufst Gefahr, sie zu verlieren. Sisenna, nimmt ihre Zahl auf!"

Der Steuerpächter zog ein Tüpfelchen aus dem Gürtel, zählte die Rossen und verzeichnete sie. Die Agenten der Steuergesellschaften lagen den Stattthaltern stets in den Ohren, um die Provinzen plündern zu können. Dieser hier spürte mit seiner Marderschnauze und den zwinkernden Augenlidern überall hin. Endlich kehrte man in den Hof zurück.

Metallene Scheiben bedekten hier die Bisternen im mittleren Pfasters. Vitellius bemerkte, daß eine derselben größer als die anderen war und unter den Schritten nicht deren hellen Klang gab. Er knypte abwechselnd gegen jene, dann schrie er, mit den Füßchen stampfend:

"Ich hab' ihn, ich hab' ihn! Hier liegt der Schatz des Herodes!" Die Suche nach diesem Schatz war ein beständiger Wahnsinn der Römer. Der Tetrarch schwor, daß er nicht bestand.

"Mehr, was gibt's darunter?"

"Nichts! — Ein Mann. Ein Gefangener."

"Beige ihu!"

Der Befehlshaber gehorchte nicht. Die Juden hätten sein Geheimnis erfahren. Sein Widerstreben, die Schelbe zu entfernen, erklärte Vitellius.

"Brecht sie ein!" rief er den Kükoren zu.

Mannasî hatte erraten, um was es sich handelte. Er fürchtete, da er ein Veil sah, daß Jakobanu enthanpt würde, und hielt die Kükoren bei dem ersten Streich gegen die Platte auf. Er streckte die Arme aus, brachte eine Art Haken zwischen dieselbe und das Pfaster und hob sie langsam in die Höhe: sie fiel auf die Steine zurück, alle bewunderten die Kraft dieses Alten. Unter einem zweiten Deckel von Holz befand sich eine Faustlir. Ein Schlag mit der Faust und sie schnappte in Fächer zurück, man sah jetzt eine Höhlung und einen ungeheuren Schacht, in den eine geländerlose Treppe hinabstieß; und diejenigen, die sich über den Rand beugen konnten, gewahrten in der Tiefe ein noch unbestimmtes, doch schreckliches Ding.

Ein menschliches Wesen lag am Boden, seine langen Haare gingen in die Tierfelle über, die seinen Rücken bedeckten; jetzt erhob es sich. Seine Stirne stieß an ein wagerecht eingesetztes Gitter, und von Zeit zu Zeit verschwand es wieder in der Tiefe jenseits der Höhle.

Die Sonne spiegelte sich in den goldenen Spiken der Tiere, dem Knauf der Schwerter, sie erhitzte die Steinplatten, die unter den Füßen brannten; und ein Flug von Tauben, der vom Giebel aufstieg, kreiste über dem Hofe. Es war die Stunde, wo Mannasî ihnen Körner zu streuen pflegte. Er hielt sich in hockender Stellung vor dem Befehlshaber, der aufrecht neben Vitellius stand. Die Galilaer, die Priester, die Soldaten bildeten einen Ring hinter ihnen; alle schwiegen, in Wangen vor dem Kommando. Es war zuerst eine hohle Stimme, die einen Seufzer aussieß.

Herodias vernahm sie am anderen Ende des Palastes. Ihrer Bewegungen nicht Herrin, stürzte sie durch die Menge und laufte, eine Hand auf der Schulter Mannasîs, nach vorne gebeugt.

"Wehe über Euch, Pharisäer und Sadduzäer! Brut der Vipern, geblähte Schläuche, hohltörende Zimbeln!"

Man hatte Jakobanu erkannt. Sein Name ließ um Fernerstehende eilen herbei.

Die Stimme erhob sich jetzt laut:

"Wehe Dir, Volk, und wehe den Verrätern Juda, der Christen Ephraims, jenen, die das fette Tal bewohnen, und die die Dienste des Weines tanzen machen!"

"Doch sie dahin werden gleich dem Wasser, das entflieht, gleich der Schneise, die sich auf ihrem Wege birgt, der Fehlgeburt eines Weibes, die die Sonne nicht sieht!

"Du wirst Dich, Moab, in Deine Zypressen flüchten müssen wie die Sperlinge, in Deine Höhlen wie die Schermäuse. Die Tore Deiner Festen werden schneller zerbrochen sein als Fußschalen, die Männer werden sterben, die Städte brennen, und der Drescher des Ewigen wird nicht innehalten. Er wird Eure Glieder in Euer Blut stampfen, wie die Wolle in die Kufe des Färbers! Er wird Euch zerreißen wie eine neue Egge, er wird Euer Fleisch über die Berge verstreuen!"

Bon welchem Groberer sprach er? Bon Vitellius? Die Römer allein konnten sie verurtheilen. Klagen brachen aus ihrem Munde. "Genug, genug! Das er aufhören!"

Er fuhr lauter fort:

"Neben den Leichnamen der Mütter werden die kleinen Kinder in der Asche umherkriechen. Man wird bei Nacht, von Schwestern gefährdet, sein Brot unter dem Schutt suchen. Schakale werden sich auf den Plätzen der Stadt um Gebeine balgen, wo Abends

die Greife schwatzen: Deine Jungfrauen werden die Bäther auf den Festen des Fremdlings spielen, tränenträgernd; und die Trostigsten Deiner Söhne werden ihren Rücken klimmen, dessen Grat schwere Lasten geschunden haben."

Das Volk sah die Tage seiner Verbannung wieder, alle die furchtbarsten Ereignisse seiner Geschichte. Es waren die Worte der alten Propheten, mit denen sie Jakobanu stellten.

Doch die Stimme ward ruhig, friedlich, zum Gesange. Sie verlündete eine Erlösung, Glanz, den Arm des Neugeborenen in der Schlangenhöhle — das Gold für Ton, die Wölfe, die wie eine Rose erblassen sollte: "Was heute schätz'g Altar wiegt, wird nur elten Obolus kosten, Brunnen von Milch werden aus den Felsen springen; man wird in den Eltern, den Leib gefüllt, entschlummen. Wann wirst Du doch kommen, auf den Ich hoffe? Vor Dir werden alle Wölker ihr Auge leugen, und Deine Herrschaft wird ewig sein, Sohn Davids!"

Der Befehlshaber wischte zurst, die Verkündigung eines Sohnes Davids verleyte ihn wie eine Drohung.

Jakobanu griff ihn wegen seiner Königsherrschaft an, und wegen seiner Bildsäulen, seiner elsenherrnischen Möbel, wie den „goldlozen Achab!" Es gibt keinen König als den Gottgen!"

Antipas zerriss die Schnur, an der sein Siegel über der Brust hing, und warf dieses in die Tiefe, wobei er ihm Stillschweigen gehot.

Die Stimme erwiederte:

"Ich werde schreien wie ein Bär, wie ein wilder Esel, wie ein Weib, das gebiert!

Die Strafe liegt schon in deiner Blutschande! Gott mache dich summervoll mit der Unfruchtbarkeit des Maulesels!"

Lachen ertönte wie das Klatschen von Wellen.

Vitellius beharrte darauf, zu bleiben. Der Dolmetscher wiederholte in gleichmäßigen Tönen alle Beleidigungen in der Sprache der Römer, der Befehlshaber und Herodias waren gewißt, sie zweimal zu ertragen. Er holte tief Atem, während sie weitgeöffneten Blicks in die Tiefe des Brunnens starrete.

Der furchtbare Mann erhob das Haupt und, die elsernen Stäbe des Gitters umfassend, preßte er es an dieselben. Es glich einem Dornbusch mitflammenden Kohlen.

"Du bist es, Isabel?"

"Du hast mein Herz mit dem gelben Knarren deiner Schnur eingewiegt. Du weicherst wie eine Stute. Du hast dein Lager auf den Bergen errichtet, um deinen Dienst zu erfüllen.

Der Herr wird dir die Ohrringe entziehen, deine Purpurgewänder, die Spangen von deinen Armen, die Klingen an deinen Fingern und die kleinen goldenen Monde, die an deiner Stirne hängen, deine silbernen Spiegel, die Fächer von Straußfedern, deine perlmuttern Schnur, die die Gestalt erhöhen, den Punkt deiner Diamanten, den Wohlgeruch deines Haars, die Schnurke von deinen Nügeln, alle die Künste deiner Wollust, und die Kiesel werden nicht genug sein, um den Ghebruch zu stelzen!"

Sie spähte nach einem Helfer aus. Die Pharisäer schlungen hechlerisch die Augen nieder, die Sadduzäer wandten das Haupt, um dem Prokonsul nicht unangenehm zu sein, Antipas wußte sich nicht zu helfen.

Die Stimme wuchs, schwoll an, entlud sich, rollte wie ein beständigendes Donnern, und ihr Echo, das die Berge wiederholten, blitze Schlag auf Schlag über Machaeraus hin.

"Wirf dich in den Staub, Tochter Babels! Leiste Frohn in der Mühl! Löse den Gürtel, wirf deinen Schuh von dir! Schläge dich, durchwate die Flüsse, deine Schande wird aufgedeckt liegen, deine Schmach gesehen werden! Deine Senzer werden dir die Bähne zerbrechen. Der Ewige verabscheut das Stinken deiner Tat! Verfluchte, Verfluchte! Verrecke wie eine Hündin!"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Unterwegs.

Die Kälte der Natur steht still.
und knirschend schreit der harte Schnee
— verlassen liegt die Landchaussee.

Die Räder schrein,
ein Wagen zieht —
die Räder schief —
es pfeift der Wind
und drinnen liegt das jüngste Kind.

Die Mutter schiebt den Narren her,
zwei Kleine tappeln schnell im Tritt
voll Angst,
sie kommen nicht mehr mit —
und rings liegt alles weit und leer.

„Wär nur das Ziel nicht noch so weit!
Sie seufzt,
sie streicht das Haar zurück,
sie rafft das Kleid —
Hengste im Blick.

Sie seufzt —
die Augen geben schwer
verzagt im weiten Raum umher,
die Kinder fassen sie am Kleid.

Am Horizont liegt schweres Grau —
der Wagen zieht,
die Räder schrein,
hart pfeift der Wind —
— und hinterdrein
steigt scheu die Krähe in das Blau. —

Ernst Schur.

Rutschbahn. Das Einfachste ist das Glitschen, Schlittern, Heizeln, Tschinnern, oder wie es sonst in deutschen Länden genannt werden mag. Harte Stiefelsohlen oder Holzschuhe, etwas Eis oder junger, recht zusammengetretener Schnee, und es geht, daß es nur so saust. Hab's auch mit bloßen Füßen versucht. Ein recht angenehmes Vergnügen! Noch vor Abend bliebte ein Unwetter auf das Hintergestell, am anderen Morgen hörte ich in jeder Blase der Füße die Engel singen. Wer vorsichtig ist, bindet sich ein Brett unter einen Fuß und „schüßert“. Kann damit im tiefsten Schnee umherfuhrwerken, ohne daß ein Unglück geschieht. Ergo tun es die Mädeln gern. Gibt es schönes Eis die Höhe hinab, daß es aussieht wie gefrorene Kaskaden, setzt man sich auf einen scharf gebrannten Ziegelstein. Größere Sprünge gibt es nicht. Weitere Würfe auch nicht. Wer nicht von guten Eltern ist, soll sich seine Knochen früher nummerieren lassen.

Und dann die Schlitten! In den Städten kauft man sie heutzutage in den Eisenwarenhandlungen. Haben alle ihren Beruf verfehlt: man führt sie an der Stricke hinter sich her. Wir haben nie mehr als drei Bretter zu einem Schlitten gebraucht. Die zwei Räufen wurden mit Säge und Schnitzmesser etwas abgeschrägt, der Sitz stand sich. Hab' einen gehauen, der aus dem Rahmen einer ausgedienten Schieferofen zusammengenagelt war. Erträugte man irgendwo einen losen, eisernen Zahrezisen, war's um so besser. Dann fuhr man auf Schienen. Über seine Nüden hat der Schlitten. Die kurzen Räufen kippeln nur zu gern. Da gab's nur eins: Sich zurücklehnen, daß man fast wagrecht lag, mit gespreizten Beinen. Wo der Berg brach, flog der Schnee, und dann gings zischend hinein in den Witzel.

Wer was Besseres sein wollte, der ließ sich wohl auch vom Zimmermann oder vom Tischler einen Schlitten bauen. Dinger aus hartem Holz, mit gebogenen Hörnern, mit richtigen Böcken unter den Sizien. Ein Mutterhöhllein wohl auch noch eine Rückenlehne extra. Wir haben dieses Herrenzeug nie bestimmt. Wer Geld hat, kann sich ja alles kaufen.

Und nun schaut Euch unser Bild an! Alles ist darauf, von dem ich erzählte. Der Heizer, mit ausgebreckten Armen und Haushandschuhen, und der schön geformte Bockschlitten; der hintenübergekehrte Kufenfahrer und die „dummen Mädel“; die übereinander purzelnden Totsäcke und einer, der auf einem Stedden zu Tale reitet. Den sollte ich kennen. Na, ich weiß nicht gleich, wie er heißt.

Lacht Euch nicht Eure Jugend entgegen? Euch, die Ihr nicht auf dem Asphalt und in den Hinterhöfen der Städte groß geworden? —

Ein Nimrod von Gottes Gnaden. Lohale Geschichtschreiber haben den sächsischen Kurfürsten August (1558—1588) als den ersten großen Oeconomus unter den deutschen Fürsten gepriesen. Man mag gelten lassen, daß der Wettiner sich auf seinen persönlichen Vorteil gut verstand. Die wirtschaftlichen Interessen seines Landes zu fördern, verhinderte ihn dagegen allein schon seine Leidenschaft für das Jagdwesen, die bis zur Tollheit entwickelt war. In einem anonymen Gedicht, das sich überzeichnet: „Herrn Niemands Gesetz und Bushpredigt den Kurfürsten von Sachsen betreffend“, wird August deshalb also apostrophiert:

„Denn ja in eurem ganzen Land,
Welches ihnd regiert eure Hand,
Die Hirsch' und Schweine in allen Felsen
Mehr dann die Menschen thun gelten . . .“

Denn man komme billiger davon, wenn man einen Menschen umbringe, als wenn man ein Stück Wild töte:

„Da doch solch verflucht Wildprey ist
Den armen Leuten alles aufzischt,
Und davon sie sich sollen nähren,
Müssen die Schwein' und Hirsch umblehren.“

Diese unchristliche Kritik seiner Jagdpolitik setzte den Fürstlichen Nimrod in um so größeren Born, als sie durchaus auf Wahrheit beruhte. Der Flur schaden, den das Wild allenthalben anrichtete, war ganz enorm, und wenn die verzweifelten Bauern in der Notwehr die Schadenstifter umbrachten, so war das nach Augusts Ansicht ein todeswürdiges Verbrechen. Dieses Verbrechen war aber natürlich ungemein häufig, und so versuchte der Kurfürst es mit den drakonischen Strafen, um die Landbevölkerung dahin zu bringen, daß sie ruhig zusah, wie das Wild alles vernichtete. Die geringste Strafe für Wilderer bestand in ewiger Landesentzessung. Damit war der Kurfürst aber selten zufrieden. Unterließ er Wildbube an den Galgen hängen, zuvor aber jedem ein Hirschgeweih in den Kopf nageln. Andere mußten, in Eisen geschmiedet, das am Hals mit einem Hirschgeweih bekrönt war, beim Bau der Augustusburg Zwangsarbeit leisten. Dazu ward der Schösser vom Kurfürst angewiesen: „Der Steckentnecht soll sie alle Abende in einen Schrot oder Stall eintreiben und sperren und des Morgens wieder auslassen, der Schösser aber soll ihnen die schwerste Arbeit, es sei mit Heben, Ziehen oder Tragen, und mehr nicht geben, denn daß sie sich notdürftige Speise laufen und den Leib bedecken.“ Einige entkamen. Da befahl der Kurfürst, die übrigen in einen Brunnen zu treiben „und darin liegen und ihnen ihre Notdurft am Haspel aus- und einzischen zu lassen, bis sie im Wasser ertrunken.“ Nur drei überlebten diese Barbarei. Noch ärger verfuhr August mit den Brüdern Fabian und Georg Aschirnstein wegen ihrer Wilderei. Sie sollten nämlich laut kurfürstlichem Befehl vom 19. Oktober 1570 „mit ewigem Gefängnis im Turm zu Hohenstein bestraft werden, daß sie ihr Leben darin enden: der Schösser soll jedem nicht mehr als für einen Pfennig Brot täglich und sonst nichts daneben reichen, aber Wasser eine Notdurft; er soll sie nicht aus dem Turm herausziehen lassen, es sei denn, daß sie das hochwürdige Sakrament des Altars begehrten. Sobald sie solches empfangen, sollen sie wieder verpahrt werden.“ Kurz zuvor war der Oberförstmeister von Norbitz bevollmächtigt worden, jeden Wildtrieb „stracks darnieder schießen und erstechen“ zu lassen, wo man seiner immer habhaft werden könne. Trotz allerdem wimmeste es im Lande nach wie vor von Wildschülern, die nun den kurfürstlichen Försterbeamten auch mit allen Mitteln zu Leibe gingen. Die Bauern wußten sich eben nicht anders vor den Folgen einer noblen Passion zu retten, die in dem ganzen Land ein einziges fürstliches Jagdrevier erschien. Die byzantinische Legende aber weiß zu erzählen, daß der Nimrod von Gottes Gnaden bei seinen Untertanen den Namen „Vater August“ geführt habe. — —nr-

Lebensgewohnheiten des Strauss. Mancherlei bisher gar nicht oder nur wenig Bekanntes erzählt der Straußenforscher J. Forest von dem afrikanischen Riesenvogel. Das Tier ist zur Brutzeit sehr kämpflustig, dann wird es selbst dem Menschen in den großen Gehegen, in denen die Vögel gehalten werden, gefährlich. Denn die Kraft des Straußes ist sehr groß. In seinem Fuße hat er eine gewaltige Waffe, mit ihm schlägt er nach vorn aus und reicht dabei einem Menschen bis ans Gesicht. Schon häufig sind Unglücksfälle vorgekommen, da der wild gewordene

Strauß nichts fürchtet; höchstens vor einem Hund ist ihm nicht recht geheuer. Mit der Kralle seine großen Beine kann er gefährliche Wunden reißen. Ein wütender Strauß durchstach mit dieser Waffe eine Eisenplatte, hinter der sich ein Mensch vor ihm verborgen hatte. In seiner Wut ist der Strauß gar tollsühn, es ist vorgekommen, daß er auf die Motive eines Boges losging, der gerade dahin gefahren kam. Der Vogel kann auch schwimmen und ist nicht ungeschickt im Springen. Mitunter sieht man die Tiere ein Tanzspiel aufführen. Am frühen Morgen jagen sie schnell über das Feld, dann im Fluß anzuhalten und sich um sich selbst zu drehen. So tanzen sie mit erhobenen Flügeln wirbelnd im Kreise und hören nicht eher auf, bis sie ganz matt und kraftlos sind. Mitunter losst ihnen das Tanzvergnügen gar einen Beinbruch. Der Strauß, der sehr gefräßig ist, und fast alles Gelenkbare verschlingt, hat eine große Vorliebe für die Frucht des Feigenkastus. Er kann aber die Samenformer nicht verdauen, und so verbreitet er dieselben überall in dem großen Park, in dem er mit vielen seiner Genossen gehalten wird. An manchen Stellen des Straußenparkes treten deshalb die Feigenkastusträucher so massenhaft auf, daß sie mit ihren starken Dornen die Tiere überall am schnellen Laufen hindern. Beim Brüten führt der Strauß um sein Nest einen kleinen Wall aus Sand und Steinen auf, damit das Regenwasser nicht eindringen kann. Der brütende Strauß ist aus einiger Entfernung schwer wahrzunehmen. Er gleicht einem Erdhügel oder einem Termitenhäuschen oder einem Steine. Unterliegen einige Eier außerhalb des Nestes. Das kommt besonders dann vor, wenn mehrere Weibchen zu gleicher Zeit Eier in das Nest zu legen versuchen. Man sagte vielfach, daß diese Eier außerhalb des Nestes vom Strauß dazu benutzt würden, seinen Jungen als erste Nahrung zu dienen. Das ist jedoch nicht wahr. Bericht indes eines von diesen Eiern so wird es von den Vögeln aufgefressen. Die jungen Tiere geben ihren Eintritt ins Leben schon vor dem Ausschlüpfen, noch im Ei zu erkennen. Man hört sie schreien und mit ihrem Schnabel gegen die Eischale schlagen. Die Schale gibt endlich der Kraft des kleinen Erdbürgers nach, und dieser steigt aus seinem weißen Nesthäuschen zwar frisch und fröhlich, aber wenig gräßig hervor. Am ersten Tage weiß er mit sich in der Welt noch nicht viel anzufangen, er ist sehr unbekommen, Kopf und Füße sind noch sehr unformlich und ans Essen denkt er noch gar nicht. Das lernt er aber am nächsten Tage schon und er begreift auch bald, wozu seine Beine da sind. Er folgt dann seinen Eltern, die ihn hüten und gegen jeden Feind mit Todesschreckung schützen. Das Jüttchen zeigen diese ihren Jungen allerdings nicht wie die Hennen ihren Küken, das müssen sie sich selbst suchen. —

Verbessertes Plättbrett. Bekanntlich haben die gewöhnlichen Plättbretter den großen Mangel, daß sie nur schwer fest und sicher zur bequemen Handhabung aufgelegt werden können. Seit kurzem wird nun ein Plättbrett hergestellt, das sich durch besonders zweckmäßige Einrichtungen gegenüber den bisher allgemein üblichen Vorrichtungen ähneln. Art auszeichnet. Das eigentliche Plättbrett, das natürlich mit dem üblichen weichen Stoff überzogen ist, trägt zunächst an dem einen Ende einen Winkel aufschlag, in den das heiße Eisen gestellt werden soll. Das abgeschrägte Ende eines solchen Plättbrettes wird auf den Tisch gelegt und zwar in der Weise, daß man zuvor eine hölzerne Schraubzwinge an beliebiger Stelle der Tischfläche angeschrägt. Diese Zwinge enthält eine Nut, in welche ein am Plättbrett befestigtes Stück Leiste genau passt. Am anderen Ende des Plättbrettes ist unten ein aufklappbarer Griff vorgesehen, der durch eine hölzerne Feder festgestellt werden kann. Wenn man in dieser Weise die Reise für den Haushalt aufstellt, so kann sie weder wackeln, noch rutschen; man kann auf einer solchen sicherer auflegen für das Plättbrett mit voller Kraft ruhig und sicher arbeiten. Die feste Aufstellung bildet auch eine Gewähr gegen das sonst nur zu leicht vorkommende Herunterfallen der gewöhnlichen Plättbretter mit samt dem heißen Eisen. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.